



Fröhlich strahlen Nic und Elli in die Kamera von Conny Wenk. Sie haben ihre Schwester Marina in die Mitte genommen. Das Foto ist Teil des Buches »Außergewöhnlich: Geschwisterliebe«, das die Fotografin jüngst herausgegeben hat. Darin erzählen Geschwister von Kindern mit Down-Syndrom, wie bereichernd sie ihr Familienleben empfinden.
Foto: Conny Wenk

Ellwangen nimmt die Barrierefreiheit seiner Kirchengemeinden unter die Lupe

Für ein vielfältiges Miteinander

In einem mehrjährigen Projekt haben sich Verantwortliche in Ellwangen mit der Frage beschäftigt, inwieweit Menschen mit Behinderungen im kirchlichen Bereich nachhaltiger beteiligt werden können. Nun geht das Projekt zu Ende – zurück bleiben gute Ansätze und wertvolle Impulse, die die Initiatoren gerne in Form einer Handreichung an andere Seelsorgeeinheiten in der Diözese weitergeben möchten.

Mit einem »Inklusions-Check« hat in Ellwangen 2013 alles angefangen. Damals haben Verantwortliche der Caritas mit Unterstützung der Dualen Hochschule Baden-Württemberg in Heidenheim (vgl. »Das Zitat«) und gefördert vom Sozialministerium den Zugang von Menschen mit Behinderungen zum Leben von Kirchengemeinden untersucht. René Gründer, Professor an der Dualen Hochschule, fasste seine

Ergebnisse nach Abschluss des Projektes 2014 in drei Punkten zusammen: 1. Die Einbindung von Menschen mit Behinderungen in den Alltag und in Kirchengemeinden erfolgt in Ellwangen selten und unterschiedlich stark. 2. Es fehlt an einer dauerhaften engmaschigen Vernetzung der »Inklusions«-Aktivitäten. 3. Es mangelt an regulären Angeboten, die Menschen mit und ohne Behinderungen zusammenbringen und gemeinsam gute Erfahrungen ermöglichen.

»Es musste weitergehen«

»Diese Erkenntnisse konnten wir nach den zwölf Monaten nicht einfach so im Raum stehen lassen«, betont Birgit Baumgärtner, die im Auftrag des Caritasverbandes der Diözese für Menschen mit Behinderungen im Einsatz ist, »es musste weitergehen!« Also bemühte sie sich um ein Folgeprojekt und fand Unterstützung bei der katholischen Veronika-Stiftung.

»Vielfalt (er)leben – Ellwangen inklusiv« – diesen Titel trug die neue Initiative, die von 2015

bis 2017 in Ellwangen lief. »Durch den Inklusions-Check hatten wir wertvolle Kontakte«, freut sich die Sozialpädagogin, »auf die wir wieder zugreifen konnten.« In Zusammenarbeit mit der Stiftung Haus Lindenhof, mit Irmgard Wiest, Seelsorgerin für Menschen mit Behinderungen oder mit Anita Beck, Sozialpädagogin bei der Caritas Ost-Württemberg, setzten die Verantwortlichen an ganz unterschiedlichen Stellen an.

»Wir haben einen Workshop zur leichten Sprache angeboten und inklusive Gottesdienste gefeiert«, berichtet Anita Beck. »Dabei haben wir die Menschen

mit Behinderungen von Anfang an eingebunden und ihnen die Möglichkeit gegeben, ihre Talente einzubringen.«

Wichtige Wertschätzung

Zurück kam ganz viel Dankbarkeit – »gebraucht und wertgeschätzt zu werden, hat den Menschen so gut getan«. Statt einen Termin für die Vesperkirche gibt es in Ellwangen nun zwei – und die Menschen mit Behinderungen mischen kräftig mit. Als Foren für das Thema wurden ein Runder Tisch und eine Zukunftswerkstatt eingerichtet, zudem

DAS ZITAT

Inklusive Kirchengemeinde

Eine inklusive Kirchengemeinde muss von ihren Mitgliedern getragen werden. Sie kann weder Angelegenheit allein des Pfarrers noch der Fachkräfte sein. Kontinuierliche Bildung nicht nur als Wissensvermittlung, sondern vor allem als Bil-

dung des Herzens durch Empathie und Sich-Einlassen auf den Anderen, erscheint mir als Schlüssel für eine inklusivere Gesellschaftskultur ohne Ausgrenzung von Menschen, die sonst am Rande stehen.

René Gründer

hat die Katholische Erwachsenenbildung ihr Angebot durch inklusive Aktionen ergänzt.

Auch von der Resonanz, die sie von jungen Leuten – in der Jugendkirche und bei den Ministranten – erfahren haben, sind Birgit Baumgärtner und ihr Team begeistert: »Da gab es gar keine Berührungängste und eine hohe Bereitschaft, sich mit Inklusion zu beschäftigen.« Engagiert erforschten die Jugendlichen die Barrierefreiheit ihrer Stadt und erfuhren hautnah, wie viel hier noch getan werden muss.

Von guten Ideen infiziert

»Man braucht die richtigen Leute, die sich von guten Ideen infizieren lassen. Bei uns hat die Vernetzung von unten herauf am besten geklappt«, so Anita Beck. Dankbar beobachtet sie, wie sich Dinge verselbstständigt haben und dass an vielen Stellen etwas hängen geblieben ist. »Die Grundhaltung der Leute gegenüber Inklusion ist nicht negativ, trotzdem wird es kompliziert, wenn ein Mensch, der langsam und einfach spricht, Mitglied im Kirchengemeinderat werden möchte«, ergänzt Birgit Baumgärtner. Sie bedauert, dass viele Leute zu eingespannt sind, um sich dem Thema zu öffnen »und dass an einigen Stellen auch schlicht die Bereitschaft fehlt, sich persönlich mit Behinderungen auseinanderzusetzen«.

Vernetzung ist nötig

Dabei wäre das so wichtig, findet Professor René Gründer aus Heidenheim. Nach seiner Einschätzung braucht Inklusion eine zuverlässige Vernetzung von Akteuren und Einrichtungen der Behindertenarbeit: »Inklusive Angebote müssen dauerhaft in Kirche, Bildung, Verwaltung und Kultur verankert sein.« Demnach brauche Inklusion Mobilität und Zugänglichkeit nicht nur im Sinne von Rollstuhlrampen, sondern auch eines Teilnehmen-Könnens im weitesten Sinne. »Dazu gehören geeignete Sanitäranlagen oder Prävention bei Epilepsie-Risiken. Dies ist zwar zunächst mit Aufwand verbunden«, räumt er ein, »doch auf Dauer fallen diese Anstrengungen nicht mehr ins Gewicht.«

Diana Müller

DAS INTERVIEW

Verena Bentele ist Behindertenbeauftragte der Bundesregierung

»Die Technik macht vieles möglich«

Mobile Applikationen (Apps) sind eine wichtige Unterstützung für Menschen mit Behinderung. Im Interview erklärt die blinde Verena Bentele, die aus Lindau am Bodensee stammt, wie diese Apps funktionieren.

Frau Bentele, welchen Stellenwert haben Smartphones im Alltag von Menschen mit Behinderung?

Heute kann sich fast keiner mehr ein Leben ohne die Technologie vorstellen. Gerade für Menschen mit Behinderungen bedeutet sie ein ungeahntes Maß an Freiheit und Selbstbestimmung. Es sind Sachen möglich, die früher nicht machbar waren.

Haben Sie Beispiele?

Dazu gehört die Möglichkeit, sich Texte per Handy vom Papier scannen zu können, die dann vorgelesen werden. Im Supermarkt kann der Barcode eines Produktes mit einer App gescannt werden – bei registrierten Produkten wird die Verpackung vorgelesen. Das sind großartige Möglichkeiten, genauso wie Apps für Informationszugänge. Zeitunglesen etwa, das Anschauen von Fahrplänen oder eine genaue Navigation sind jetzt viel einfacher. Es gibt Apps, die die Barrierefreiheit von Orten aufzeigen. Zudem können einige Anwendungen Menschen mit Sprachbehinderungen bei der Kommunikation helfen. Sie geben ihr Anliegen per Text ein, und die App liest die Worte vor.

Gibt es in Deutschland Richtlinien, die Barrierefreiheit vorschreiben?

In Deutschland nicht, doch in den USA schon. Dort besteht eine gesetzliche Verpflichtung und somit für Menschen mit Behinderung das Recht auf Barrierefreiheit. Es gibt einen amerikanischen Anbieter von Smartphones, der Barrierefreiheit von Anfang an nach vorne gebracht hat. Da sieht man, was Gutes dabei heraus kommt, wenn es vom Anbieter programmiert und

nicht nachträglich eingespielt werden muss.

Nicht nur das Smartphone, auch Apps müssen anders gestaltet sein. Achten Entwickler auf die Barrierefreiheit ihres Produkts?

Viele Apps könnten übersichtlicher sein. Sie arbeiten mit Bildern oder Symbolen, die bestimmte Funktionen haben. Ist das Bild jedoch nicht genau beschriftet, kann das Smartphone nur »Bild« vorlesen oder gar nichts, wenn keine Beschriftung da ist. Es ist so gar nicht klar, was das Bild bewirkt, wenn man es anklickt. Mein Wunsch ist, dass App-Entwickler noch stärker auf Barrierefreiheit achten. Bei den speziell entwickelten Apps für Menschen mit Behinderung ist das hingegen gar kein Problem. Da liegt die Problematik eher darin, dass die Rahmenbedingungen nicht geregelt sind. Barcodes befinden sich nicht immer an der gleichen Stelle. Das macht es schwierig, die App zu nutzen, die den Inhalt anhand des Barcodes vorliest. Zudem ist auch nicht jedes Produkt in der Datenbank registriert, aus der Informationen abgerufen werden.

Gibt es technische Grenzen?

Eine App wird mir nie sagen können: In deiner Nähe stehen ein paar Menschen, die du kennst. Vorausgesetzt, die Menschen lassen sich nicht technisch überwachen und geben die Daten an meine App weiter. Auch kann eine App nie ganz genau wiedergeben, was man auf Fotos sieht.

Gilt das auch für die speziell entwickelten Apps für Menschen mit Behinderung?

Es gibt Nachbesserungsbedarf, aber es werden ständig Apps entwickelt, die tolle Dinge können. Eine relativ neue Sache ist, dass man sich seine Umwelt von einer App beschreiben lassen kann. Man macht ein Foto und bekommt gesagt, was darauf zu sehen ist. Dann gibt es Apps, die Farben erkennen können. Aber klar, da darf gerne noch mehr kommen. Jede Innovation wird

Menschen helfen. Zum Glück ist in diesem Markt viel Bewegung.

Wird die Technik irgendwann Blindenhunde oder persönliche Assistenzen ersetzen können?

Apps sind ein gutes Hilfsmittel, können aber nie die persönliche Assistenz ersetzen. Auch wenn sie die Farbe von Gegenständen sagen können – sie können bei Kleidung nie sagen, ob einzelne Teile zusammenpassen. Auch

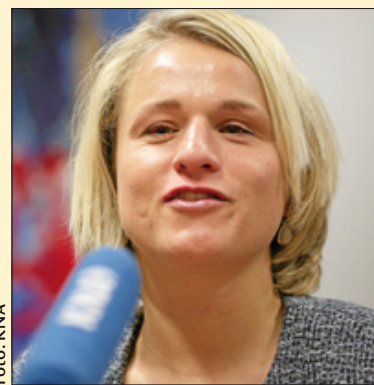


Foto: KNA

Apps sind ein gutes Hilfsmittel.

Verena Bentele

kann keine App jemandem helfen, bei einem Treffen den richtigen Ansprechpartner oder Raum zu finden. Aktuelle Experimente, wie die mit einem Pflege-Roboter, zeigen deutlich, dass die Technik nur eine Ergänzung sein kann. Und es darf nicht vergessen werden, dass jeder Mensch ganz individuelle Bedürfnisse hat. Ein Hund und mehr noch eine persönliche Assistenz können diese ganz anders bedienen als eine App. Für viele gibt diese lebendige Assistenz Sicherheit. Sie bevorzugen Lebewesen als Begleitung, die mit ihnen persönlich kommunizieren und ihnen zeigen, dass da eine Sitzbank kommt oder eine Ampel – das kann eine App nicht leisten.

Interview: Romina Carolin Stork